

Antipodische Grüsse

Peter Panyoczki, New Zeland 1999

"Die Aufhebung des Abstandes ist tödlich", René Char

Welchen Unterschied macht es schon! Ob ich, wie eben, meine Augen gedankenversunken über den weiten Horizont des südlichen Pazifik schweifen lasse, oder ob ich am Ufer der heimatlichen Limmat in Zürich stehe und mich vielleicht in der Betrachtung des herbstlichen Nebels verliere...

Im Grunde stehe ich an diesen Orten alleine da, mit dem ganzen Gewicht meiner eigenen Wirklichkeit; bloss - und hierin liegt eben doch eine Differenz - stellt sich ein neues Verhältnis zu diesem Gewicht ein, komme ich mir paradoxerweise dadurch, dass ich mich je weiter von meinem angestammten Ort entferne, eigentlich nur desto näher - gleichsam als entspräche einer zunehmenden Zentrifugalkraft, eine zu dieser proportionale Zentripetalkraft, deren Vektoren alle auf mich gerichtet sind. Somit gewinne ich durch die Distanz eine fokussiertere, teleskopische Perspektive.

In dieser Zeit rasender Mobilität hat wohl jeder Reisende ähnliche Erfahrungen gemacht. Der Abstand hat kathartische Wirkung und klärt die Sicht auf vielleicht das, was wir suchen. Die endgültige Geborgenheit und Einkehr in einem utopischen Arkadien etwa? Was wir suchen vermag ich nicht zu sagen, bloss, dass wir suchen. Wir sind gebrandmarkt von der Sehnsucht, schon von der ersten Stunde an.

Und stets liegt alles Ersehnte in der Ferne.

Die Zeit hat den Raum überholt, die Gleichzeitigkeit tilgt die Empfindung für das Ferne. Aber die Sehnsucht nach ihm ist geblieben und mit ihr erwacht das beklemmende Gefühl für den endgültigen Verlust der "weissen Flecken" auf der Landkarte. Die vier Ecken der Welt sind längst vermessen, der Boden, auf dem wir uns bewegen, die Luft, die wir atmen, das Wasser, das uns umgibt, das Licht, das uns wahrnehmen lässt und uns langsam verbrennt, all diese Elemente scheinen, uns eingeschlossen, zu blossen miniaturisierten Bestandteilen eines Laborversuchs zu gerinnen.

Was bleibt uns denn als das Reich der Imagination, nicht unbedingt der Eskapismus, sondern eher eine trotzige, sperrige und vorallem aktive Gegenhaltung, auch auf die Gefahr hin, dass wir uns der Lächerlichkeit einer Don Quichoterie ausliefern. Lachhaft sind unsere Bemühungen eh, die Welt begreifen, welche Methoden wir auch immer anwenden mögen; sie alle unterscheiden sich kaum von Sandkastenspielen, fragender und staunender Rinder deren Lachen und ursprüngliche Unbefangenheit wir uns wenigstens bewahren sollten.

Male ich, oder arbeite ich plastisch, so versuche ich mich zu orientieren. Die künstlerischen Tätigkeiten sind Navigationsmethoden in einem Bezugsfeld von Raum, Zeit und psychischer Befindlichkeit, mittels verspielten Neuarrangements von Materie auf Leinwand beispielsweise. Diese geben Auskunft über meinen jeweiligen Standort, lassen aber auch schon neue Möglichkeiten erahnen oder nehmen diese vorweg.

Der Sand, die Erde, die Asche, und das Pigment, um einige Materialien zu benennen, stellen für mich greifbare Wirklichkeiten dar und verkörpern meinen eigenen Aggregatzustand. Sie vermitteln zum Schein Gewissheit und sind mir bei ihrem Umgang vertraute Partner. Bei diesem Tun läuft man hingegen auch leicht Gefahr, immer wieder die Orientierung zu verlieren. Der Balanceakt der Kunst, auf dem gespannten Seil, hoch über dem Abgrund all des Verneinten, hin zum erstrebten, niemals aber gänzlich erreichbaren noch benennbaren Ziel macht den ästhetischen Reiz aus.

Die Ästhetik nährt sich also aus einem Defizit: aus der Einsicht in ihr Unvermögen, jedoch dem trotzigen Willen, die Kluft zwischen dem Hier und Jetzt und dem fernen, angestrebten Ideal zu überwinden. Im Rhythmus der Gezeiten des Ein- und Ausatmens gleichsam treiben wir zwischen Rat und Ratlosigkeit auf der Suche nach helleren Lichtem an festeren Ufern.

Höchstens auf den Ozeanen der Leinwand kann ich diese noch sichten.